Thorunia.

Die Erzählerin und Anzeigerin

an der Weichsel und Drewenz.

Dritter Jahrgang. No. 93. Mittwoch, den 21. Novbr. 1832.

Glaube stärker als Liebe.

Erzählung aus der Zeit des Schmalkaldischen Krieges.

Die Besorgnisse, welche durch die, von dem Kaiser Carl V. erzwungene Unterwerfung und Bestrafung der dem Schmalkaldischen Bunde beigetretenen Städte, im Sachsenlande erweckt worden waren, schwanden, nachdem der Kurfürst Johann Friedrich das ihm entrissene Erbe seiner Väter wieder betreten hatte.

Siegreich im Kampf gegen den Herzog Moritz hatte er diesem die unrechtmäßige Beute bis auf einige wenige Städte wieder abgejagt, in dem benachbarten Böhmenlande regte sich der, durch die Hußitischen Unruhen geweckte Widerstandsgeist von Neuem: und so fanden sich denn bei dem mächtigen, in zweien Welttheilen gebietenden Kaiser, dessen Bruder Ferdinand und der Herzog Moritz, mehr flüchtigen, denn Völker beherrschenden Fürsten ähnlich, hülfesuchend in Eger ein.

Und da erwachte nun die Begeisterung für die Lehre des kühnen Reformators stärker denn zuvor. — Von den Kanzeln herab riefen ihre Verkünder das Volk auf, an die Vertheidigung dieser Lehre Gut und Leben zu setzen; und indem so ein Jeder der allgemeinen Begeisterung sich hingab, schien das drohende Ungewitter für immer beschwigtigt, das, nach jenen erfolgreichen Handlungen des Kaisers, und nach dem, von ihm auf dem Reichstag zu Regensburg den Ständen gegebenen Bescheid, das schöne Land bedroht hatte, welches sich den ewigen Ruhm erworben: die Wiege der neuen Lehre zu sein. —

Um diese Zeit der im Sachsenlande allgemein verbreiteten geistigen Erhebung war es, als der Maler Bernhard Treu an einem trüben Apriltage des Jahres 1546 zu Wittenberg in seiner stillen Wohnung vor der Staffelei saß, um die letzte Hand an die gelungenste Schöpfung seines Pinsels zu legen. Ohne zur Fertigung des Bildes aufgefordert zu sein, hatte er sein Werk, nur allein dem Drange des Herzens folgend, begonnen, mit reger, inniger Vorliebe, die jedem Werke der Kunst Gedeihen verheißt, hatte er es fortgesetzt, ohne auf einen sichern Gewinn zu rechnen, und so hatte es denn auch, am Ziel einer wackern Vollendung stehend, schon so Manchen aus der Stadt herbeigezogen, der Gefallen fand an der von ihm geübten herrlichen Kunst.

Aber nur zu bald gewahrte der Künstler, daß dieser Tag die Vollendung seines Werkes nicht

herbeiführen werde, denn der Besorgnisse manche traten, ohne daß er sie zu verbannen vermogt hätte, noch Einmal vor seinen innern Blick hin, der das Leben in den bessern glücklichern Tagen nur von einer heitern Seite betrachtet hatte. —

Und das Haupt gedankenvoll auf die Brust neigend, ließ er Pinsel und Palette in den Schooß sinken. So saß er sinnend lange da, während an dem andern Fenster des Gemachs sein Weib mit harmvollem Antlitz und feuchtem Auge zum bewölkten Himmel hinaufblickte, von dem einzelne Schneeflocken langsam auf die feuchte Erde fielen, um dort — das sprechendste Bild ihres verfehlten Hoffens — zu verschwinden.

„Es geht nicht!“ — rief der Maler halblaut; und nachdem er sich von seinem Sitz erhoben und Pinsel und Palette bei Seite gelegt hatte, bedeckte er das Gemälde vorsichtig.

Kummer im Herzen, Wehmuth im Auge, trat er jetzt vor die Lebensgefährtin hin.

„Magdalis!“ — sagte er mit sanfter Stimme, indem er die Hand der Gattin ergriff und in die seinige legte, — „mein gutes Weib; fühlst Du es nicht, daß Deine Thränen schwer, sehr schwer auf meiner Brust lasten?“

„Und nicht auch auf Deinem Gewissen?“ entgegnete die Gefragte ernst.

„Es ist rein und keiner Schuld sich bewußt!“ — rief der Maler aus, indem er die Rechte auf die Brust legte, während die andere die der Gattin fest umschloß, — „denn mein Herz folgte einer bessern Ueberzeugung! Ach Magdalis, wenn Du wolltest: das Leben würde mir auch jetzt noch so heiter lachen, wie in den ersten Tagen unsers Glücks!“ —

„Daß dem nicht so ist, daß mein Leben sich so ganz anders gestaltet hat: das ist Dein Werk!“ entgegnete Magdalis im Ton des mühsam unterdrückten Vorwurfs, — „um Deinetwillen verließ ich Vater und Mutter und Alles was mich jetzt an die bessere Zeit meines Lebens erinnert: im Vertrauen zu Dir verließ ich mein Heimathland; denn ich hoffte in Deinem Besitz Ersatz zu finden für Alles was ich daheim gelassen! — Ach! wie hätte ich damals, als ich Dir folgte, den Gedanken fassen mögen, von Dir mich getäuscht zu sehen? In meinem Heimathlande würde es anders, ganz anders um mich stehen!“

„Magdalis!“ — rief der Maler von den Worten seines Weibes tief verletzt aus und wehmüthig blickte er die sich schnell Erhebende an.

„Du willst den Glauben Deiner Väter verlassen,“ fuhr Magdalis mit trübem Blick fort, „und dadurch von Deinem Weibe Dich trennen. Ob Du ihn mir auch lange verbargst: ich habe ihn dennoch erkannt den sträflichen Vorsatz! — O Bernhard!“ rief sie nun schmerzlich aus, „kehre zurück, denn noch ist es Zeit! gieb mich nicht der Verzweiflung Preis, die der Gedanke: das Weib eines Lutheraners zu sein, in mir wekken muß! Noch ist Versöhnung zwischen mir und meinen Eltern möglich; aber die Gattin eines Ketzers würde um ihren Segen vergebens flehen!“

„Meine gute Magdalis,“ — beruhigte der Maler indem er die Gattin an seine Brust legte, „lehrt Dein Glaube kein Vergeben? Kennt er keine Duldung? — O, das wäre ja ein fürchterlicher Glaube! — Gilt endlich dieser Glaube, der sich von der reinen Lehre so abwendet, daß er selbst das verwirft, was den Menschen zum Ebenbilde Gottes macht: gilt dieser Glaube Dir so viel, daß er mir Deine Liebe rauben könnte? — Magdalis!“ setzte er darauf im Gefühl trüber Ahnung hinzu, „wenn dem so ist, dann, ja dann glaube ich Dich verloren zu haben, denn ich bin — — —“

„Protestant?“ fiel Magdalis ihm erbleichend ins Wort und ihr starrer Blick ruhte fragend auf dem Gatten.

Und festen Schrittes trat der Maler nun auf die Staffelei zu; mit einer kräftigen Bewegung des Arms riß er die Hülle des Gemäldes hinweg.

„Sieh hier Magdalis!“ — rief er mit leuchtenden Augen aus, — „sieh hier den Gottesmann, wie er auf dem Reichstage zu Worms vor dem Kaiser und den Großen des Reichs steht und mit der Ruhe, die nur der wahre Glaube geben kann, spricht: hier stehe ich, ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen!“

„Auch ich habe nicht anders gekonnt!“ setzte er mit dumpfer Stimme hinzu, und während sein Auge noch fest auf das Bild gerichtet war, bedeckte Magdalis ihr Gesicht mit beiden Händen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Seerabe.

(Beschluß.)

„Auf einen flügellahm geschossenen Seeraben hetzte man zwei Dachshunde, die aber bald von ihm abließen; darauf trieb man zwei Puterhähne hinzu, welche ihn sogleich angriffen; er wehrte sich aber so kräftig und verbiß sich bald an dem einen Puter so wüthend, daß man ihm den Schnabel aufbrechen mußte, worauf er getödtet wurde. Wiewohl die Seeraben zu Tausenden auf dem Drigge gewesen und sich zu Tausenden vermehrt haben, so sind sie doch gegenwärtig alle fortgezogen und sammeln sich in der Gegend von Barhöft am Strande, um ihren Flug übers Meer zu nehmen. Auf dem Drigge sind alle obern Zweige der Bäume des Gehölzes, worauf sie gehorstet, kahl von ihrem Darauffsitzen und sehen aus, als wenn sie von Raupen abgefressen wären: sämmtliches Unterholz scheint wie angekalkt von ihrem weißen Unrathe. Seltsam ist es an und für sich, daß ein Seevogel mit Schwimmfüßen auf hohen Bäumen sitzt und nistet. Niemals haben sich an den Küsten Neu-Vorpommerns Seeraben gezeigt und ein 80 Jahr alter Oberförster, welcher 60 Jahre auf dem Dorfe im Amte gewesen ist und zahllose Seevögel auf dieser waldreichen Insel geschossen und ausgestopft hat, versichert, auch nicht einmal eine Feder jenes gesehen zu haben. Was die Gestalt des Seeraben betrifft, so gleicht diese der Abbildung des chinesischen, dessen man sich in China zum Fischfange bedient, in allen Theilen. Er ist von der Größe einer halberwachsenen Gans, hat einen rabenähnlichen sehr langen Schnabel, der vorn umgebogen und sehr scharf ist, einen Entenkopf, eine kleine unmerkliche Zunge, und unter dem Schlunde einen Beutel wie der Pelikan, einen Schwanenhals, der im Sitzen immer auf dem Rücken ruht, blaue Augensterne, einen runden Schwanz, schwarze vollständige Rabenfüße mit vier Zehen, von denen die hintere ganz einwärts gebogen ist und die mit einer Schwimmhaut versehen sind. Seine Grundfarbe ist schwarz, spielt aber ins Braune; die Brust ist bei einigen weißlich. Von den Landraben unterscheidet er sich nur dadurch, daß er dreimal größer und zehnmal gefräßiger ist und sein Futter aus dem Wasser holt. Dies üppige, reichliche Futter macht es wohl auch, daß er dreimal im Jahre brütet. Ob übrigens dieser Vogel wirklich der chinesische Seerabe, oder der gewöhnliche ist, welcher nach Aussage von Schiffern und eines im hohen Norden bekannten Dänen sich an der Küste von Norwegen häufig aufhält und in den dortigen Klippen nisten soll, möchte um so schwerer zu beweisen sein, als er seine nordische Natur hier ganz verläugnete und in den höchsten Eichen sein Nest bauete.“

Bildung.

Zu denjenigen Ausdrücken und Redensarten, welche jetzt allgemein an der Tagesordnung und wie feststehende Lettern anzusehen sind, gehört ganz vorzüglich auch die Phrase; Bildung. Es ist höchst lächerlich, welcher Mißbrauch im gewöhnlichen Leben mit ihr getrieben wird, und welche sonderbare und schiefe Begriffe damit verbunden werden. Wenn ein Frauenzimmer aus der

untern Klasse Schiller's „Mädchen aus der Fremde" ohne Stottern herleiert, so braucht sie nur noch einen Hut von vier Quadratfuß Flächeninhalt zu tragen, um für gebildet zu gelten. Hat ein Haarkräuslers = oder Bartscherersgehülfe es so weit gebracht, daß er einen halbellenlangen Monolog aus einem dermalen glorreich regierenden Drama heruntergesticulsiren, oder gar eine cursirende Arie von Rossini herausgurgeln kann: so ist es gleich Schade um den jungen Menschen; denn er hat erstaunlich viel Bildung. — Ich hörte in einer Gesellschaft ein sechszehnjähriges Mädchen vom Mittelstande eine Strophe aus Kleists „Amynt" folgendermaßen vortragen:

Sie fliehet fort! Sagt, Lalagen, ihr Flüsse,
Daß ohne sie der „weiße" (Wiese) Schmuck verdirbt.
Ich eil' ihr nach; sagt, daß der Wald sie „wisse" (misse,)
Und daß ihr „Schöpfer" (Schäfer) stirbt.

Kaum hatte die Deklamatorin geendigt, als nicht nur ein rauschendes Applaudissement losbrach, sondern auch ein allgemeines: „Noch so jung und schon so gebildet!" ohne irgend ein Zeichen von Ironie sich vernehmen ließ. Mein Zwerchfell befand sich bei dieser Scene sehr wohl. Von einer gleich wohlthuenden Wirkung auf dasselbe war folgende Annonce, die mir vor kurzem in einer Zeitung aufstieß: „Ein Schlössermeister sucht einen gebildeten Menschen in die Lehre zu nehmen." Ei, potz Tausend! Ein Knabe, der eben erst in die Lehre, und zwar in eine Schlösserwerkstatt tritt, soll schon Bildung mit auf den Platz bringen?! Je nun! dafür leben wir auch in dem unübertrefflichen neunzehnten Jahrhunderte. Dem läßt sich so etwas schon bieten.

Literarische - Anzeige.

Die liebe Weihnachtszeit naht wieder, und mit ihr der Wunsch, die theuern Angehörigen durch ein Geschenk zu erfreuen. Was könnte man ihnen Besseres bieten, als einen Freund in einsamen, in trüben Stunden — ein Buch. Die Auswahl ist aber schwer, besonders wenn es sich um ein solches handelt, das jungen Mädchen in die Hände gegeben werden kann. Wir glauben uns daher den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir sie auf folgendes Werkchen aufmerksam machen:

Ländliche Stunden von Ernestine von Krosigk. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, bei Hold. 1832. 15 Sgr.

Die Verfasserin, heißt es in der allgem. Lit. Zeitung 1832 Nro. 199., bietet in dieser Schrift eine Sammlung zarter, sinniger, zur Erbauung dienender Aufsätze, wozu die stillen Betrachtungen auf dem Lande, in heitern Naturumgebungen, ein christlich = freudiges Gemüth wohl erwecken können. Der Gedanke ist durchgängig wacker, die Form edel, und besonders werden weibliche Herzen darin den verwandten Ton entdecken.

D. R.

Wasserstand der Weichsel in Thorn im November 1832.

Am 17ten 3 Fuß 3 Zoll.	Am 19ten 3 Fuß 4 Zoll.
Am 18ten 3 Fuß 4 Zoll.	Am 20ten 3 Fuß 4 Zoll.

Verantwortlicher Redakteur W. T. Lohde. Druck mit Lohdeschen Typen.